

42]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Der alte Onkel tröstete ihn so gut er konnte und war bemüht, ihn zur Heimkehr zu bewegen. Doch Besztycki dachte: Wenn die Lage jetzt so schlimm ist, so wird die Bombe und das Geld um so mehr zustatten kommen. Er forschte also den Alten aus, ob der ihm nicht einen Weg zeigen könnte, einen Hinweis, oder doch wenigstens eine Spur, um zu den übriggebliebenen Leuten von der Partei zu gelangen.

„Mein lieber Junge, ich möchte Dich wahrhaftig nicht ins Verderben stürzen. Aber wenn Du's durchaus willst, so könnte man schließlich hingelangen. In so einem Laden kann man alles erfahren, denn die Leute bringen die Nachrichten von selbst. Aber erstens sind alle Parteileute, die ich kannte, so weit zu sehen ist, verhaftet. Zweitens können die, die noch übrig geblieben sind, in der Tat unmöglich etwas wissen, obwohl sie scheinbar irgendwohin gehören. Und drittens — es ist jetzt viel Schusterei nach der Revolution zurückgeblieben. Du kannst dahin gelangen, wohin Du gar nicht wolltest. Also nimm Dich zusammen, sei vorsichtig mit jedem.“

„Ich hätte jemand von der Kampfgruppe nötig,“ wagte sich Besztycki endlich heraus und fügte traurig hinzu: „Freilich, wenn es derartiges überhaupt noch gibt...“

„Oho! Das willst Du?“

Der Onkel war so erschrocken, daß er ganz blaß wurde. Dann schämte er sich und begann dem Neffen weitläufig seine Meinung auseinandersetzen, immer in der Absicht, ihn zu bewegen, daß er noch am selben Abend nach Hause zurückkehre.

„Ja, die Kampfgruppe... Entweder sie ist, oder sie ist nicht mehr. Wenn sie nicht ist, ist ja gut. Aber wenn sie noch existiert, hält sie sich in diesen Zeitläuften so gut verborgen, daß nicht nur wir, sondern die grifffinsten Spitzel und Provokateure sie nicht wittern könnten. Da ist alles vergebens. Nimm Vernunft an und laß die Sache in Frieden. Bei diesen schrecklichen Verfolgungen, da die Leute einfach für nichts eingestekt werden, mußten sich jene aber schon ganz gehörig verstecken. Sie werden am ehesten alle in ein Kösscherchen hineingefroren sein und haben nur einen, den letzten, zurückgelassen, der sie mit einem englischen Schloß eingesperrt, den Schlüssel in die Tasche gesteckt hat und ins Ausland gereist ist, um bessere Zeiten abzuwarten. Wenn die Kampfgruppe existiert, so könnte sie jetzt nur so verfahren.“

„Und wer schießt die Spizel auf der Straße und in den Säcken nieder? — Sie selbst sagten doch, daß kein Tag vergeht, ohne daß dergleichen Dinge sich ereignen.“

„Wer da schießt? — Es fehlt nicht an solchen Diebhabern. Aber der Teufel weiß, wer sie sind. Sie schlagen die Spizel tot und die Verräter, wie sie sagen — aber ebensogut kann es uns passieren, daß wir totgeschossen werden, wenn wir abends ausgehen, ein Glas Bier trinken. Dem einen wird es scheinen, ein anderer wird falsch gesehen haben. Auch unschuldige Leute gehen auf diese Weise zugrunde und haben dazu noch die Schmach für ewige Zeiten. Denn wenn man ihre Namen im „Kurjer“ veröffentlicht, glauben alle, daß es Spizel waren. Ferner gibt es auch Kampfgenossen, die für irgendeine Gemeinheit von der Partei geschäft worden sind, und solche, die rebelliert haben, sich dann zu einer Bande zusammengetan und auf eigene Faust operieren. Es gibt welche, von denen die Partei wegen schlechten oder unvorsichtigen Betragens die Waffen zurückforderte, die sich aber weigerten und nun weiter auf Posten und Spione schießen; um jedoch leben zu können, geht mancher einfach auf Raub und Erpressung aus. So ein Kerl kommt auch manchmal hierher — ein alter Bekannter. Ein anständiger Bursch, vagabundiert er mit der Waffe in der Hand durch die Stadt und beklagt sich über sein Schicksal. — Sie haben mich zu Unrecht fortgejagt, sagt er. Weil ich ohne Auftrag einen Banditen kottet habe, der in einer Schenke unsere Leute bedrohte. Und ich selbst habe sechs Attentate auf dem Kerbholz, und mein Name ist dreimal schon als verdächtig notiert — jetzt muß ich mit dem falschen Paß herumlaufen und kann keine Arbeit annehmen, denn ich habe eine Schußwunde in der Hand, die noch nicht geheilt ist... Da siehst Du, er dient der Sache, sucht seinen Unterhalt, so gut er kann

— ein solches Schicksal! So oft er kommt, kriegt er etwas Geld von mir, einen Laib Brot, Käse, ein halbes Pfund Geräucherter und ein Päckchen Zigaretten. Ich unterstütze ihn aus Gutmütigkeit, und doch ist es wieder eine Art Steuer. Davon lebt er, und wenn ihn einer nicht freiwillig unterstützen will, zehrt er ihm den Kauf seines Revolvers... Er kommt regelmäßig einmal in der Woche. Wenn er einmal ausbleibt, so bedeutet das, daß er verhaftet worden ist, und dann wird er sicher gehängt. Solcher kenn' ich einige, die so durch die Stadt wandern — den Tod suchend. Aber so einer kann Dir nichts nützen. Denn er hält sich selbst von der Partei fern, und dann kann er jeden Tag andere Gefinnungen haben: — heute schießt er auf die Polizei, und morgen geht er mit derselben Polizei und hilft auf den Straßen seine alten Genossen verhaften. Die Zeiten sind gemein und werden immer häßlicher. Keh' Du nach Haus zurück, mein Junge. Was hast Du für ein Geschäft? Ist es so wichtig? — Was kann es denn jetzt schon geben? Jetzt ist es gewiß entbehrlich.“

Besztycki bedauerte, die Äußerung wegen der Kampfgruppe vor dem Onkel getan zu haben und begann wieder hinten herum.

„Gott,“ sagte er, „was die Kampfgruppe betrifft, so ist mir ja das gar nicht so wichtig. Eigentlich wollten wir unsere Zuderfabrik in die Berufsgenossenschaft anmelden. Offenbar kann man doch hier so etwas machen.“

„Das ist ja ganz was anderes! Das ist eine anständige Sache, die das Licht nicht zu scheuen braucht, und bis vor kurzem ging alles auch sehr gut. Ich kenne viele, die dahin gehören, aber jetzt hat man angefangen, sich auch an die zu machen. Man schießt diese Verbände einen nach dem andern, und wo man nicht schießt, verhaftet man erst die Leitung, dann die Mitglieder und so weiter. Darauf läßt man sie wieder frei, und die Arbeit beginnt aufs neue. Dann steckt man sie wieder ein. So geht es immer im Kreise. Es ist ein Wunder, daß diese Leute nicht verückt werden.“

Besztycki traf im Verlaufe der nächsten drei Tage mit verschiedenen Leuten zusammen, die Spur verfolgend, die ihm der Onkel gab. Aber die Mitglieder der Berufsgenossenschaft sprachen mit einem solchen intensiven Widerwillen, mit einem förmlichen Haß von den Parteien, daß von irgendeiner Unterstützung ihrerseits nicht die Rede sein konnte. Eine Wäckerin aus der Pivnagasse, deren Sohn und Mann seit langem im Gefängnis saßen, wurde wütend und antwortete auf die artige Bitte um einen Hinweis:

„Gehen Sie nur ans Rathaus. Dort finden Sie alle beisammen! Oder wenn Sie es vorziehen, begeben Sie sich zu der Odrana. Dort dient jetzt eine ganze Anzahl der Euren! Die werden Sie am besten hinbringen.“

Als er sie aber, ohne ihrem Hohn zu beachten, zu bittren begann, sagte sie gutmütig:

„Ich sehe, daß Sie ein dummer Mensch sind, wenn Sie es jetzt so eilig zur Partei haben. Doch ich habe Mitleid mit Ihnen und will meine Hand nicht dazu geben, Sie zugrunde zu richten. Mein schon mit Rücksicht auf Ihren Onkel, den ich seit zwanzig Jahren kenne.“

Die Beziehungen des Onkels waren in der Tat uner-schöpflich. Doch der jüdische Kaufmann, mit dem der Onkel Geschäfte hatte, kannte nur einen Weg zu den jüdischen Parteien. Der Mekger von gegenüber wußte noch gestern, wie man zu der linken Gruppe und zum eigentlichen Warschauer Komitee gelangt; was ließ sich jedoch tun, wenn man just gestern den betreffenden Herrn von der Straße weg verhaftet hatte? Und ohne ihn wußte der Mekger ebensobiel wie seine Wirthe. Ein Dienstmädchen in dem Hause, in dem der Laden sich befand, hatte einen Bräutigam in der revolutionären Fraktion. Aber zum Unglück mußte gerade um diese Zeit ein Bruch erfolgen, und das Mädchen berichtete unter Tränen-güssen im Laden vor ihrem alten Vertranten, daß ihr Bräutigam aus Verzweiflung über „ihren dummen Widerstand“ sich jetzt sicher zugrunde richten, daß er jetzt ernsthaft „losgehen“ und niemals wiederkehren werde, denn er hatte die Waffe, die bei ihr verborgen war, mitgenommen.

Die Geschichte war schwierig. Aber der Onkel geriet in Sike und vergaß alle seine Besorgungen. Er war in seinem Ehrgeiz getroffen und schämte sich, daß es ihm nicht gelang.

Jetzt stürzte er sich mit einem Eifer auf die Sache, als wär's für ihn selbst.

Indessen strich Wessydel traurig und finster durch die Stadt. Er erinnerte sich an die Zeit, da er zuletzt in Warschau war, als die „Tage der Freiheit“ zur Reize gingen. Damals plagte ihn der Kopf fast vom Lesen der unzähligen Zeitungen und vom Zuhören auf den Versammlungen, und das Herz konnte die Eindrücke kaum mehr fassen. Er hatte mit eigenen Augen die Macht des Arbeitervolkes gesehen, hatte Dinge gesehen, an die man im Traum nicht zu glauben wagte. Er war in verschiedenen „Bureaus“ gewesen, wo an die hundert Leute zur Beratung zusammen saßen, hatte die Genossen des Zentralkomitees gesehen und mit einem von ihnen sogar gesprochen. Die Bourgeois zitterten vor Angst und zahlten die Steuern, — die Polizei mußte nicht, die Selbstwehr der Partei herrschte in der Stadt und richtete ihre Ordnung ein. Und jetzt

Wessydel ging vor das Gebäude der Philharmonie. Gepuppte Damen stiegen aus den Wagen zum Konzert. Ein Kommissär und Schutzleute überwachten die Ordnung, und im Vestibül wimmelte es von eleganter Gesellschaft. Es war da heiter, farbig, lebhaft, hell, es dufteten die Parfüms; alles war zufrieden und lächelte.

Die Trauer drückte ihm das Herz ab.

Kopf an Kopf hatten damals die Arbeiter hier gestanden, und er unter ihnen. Die Treppen waren voll, die Menschen erdrückten sich fast in den Türen, und eine unabsehbare Menge drängte von der Straße nach, so daß es schien, daß die Mauern auseinanderbrechen müßten. Es war kein Fleckchen mehr frei, weder oben noch in den Sälen, noch in den Korridoren. Da stellte sich ein Genosse auf die Stufen der Treppe und rief:

„Hier wird die Versammlung sein! Ruhe, Genossen! Ich spreche!“

Und wie sprach er! Was wurde alles in ihm aufgewühlt! Ringsum seufzten die Menschen, weinten, brüllten vor Begeisterung. Er sprach an die zwei Stunden, bis viele Frauen vor Hitze und Gedränge ohnmächtig wurden. Vor dem Gebäude auf der Straße fand indessen eine andere Versammlung statt, oder vielmehr zehn Versammlungen. Es war schwarz vor Menschen. Die Menge strömte durch den Hauptausgang und kommt nicht vorwärts. Und beim Abzug ertönt „Die rote Standarte“.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baldamus als Legionär*).

Von Oskar Böhrle.

(Schluß.)

Es war ein trauriger Christabend, der diesem Tag folgte. Der Wälthausler hatte einen Biererposten aufgestellt, der stündlich abgelöst wurde, damit alle frisch und unberaucht waren. Um ganz gesichert zu sein, vermaachten wir sogar den schmalen Ausgang so mit Stacheldraht, daß keine Katze durchkriechen konnte. Am Mitternacht kam ich mit noch dreien auf Ablösung. Wir hatten Anweisung, nicht über den Schutzgraben hinauszuweichen und sofort Meldung zu machen oder zu schießen, wenn sich etwas Verdächtiges zeigte. Ich kam auf die Ostseite mit dem Blick auf die Dole und den Brunnen, fast wie die anderen drei und hockte mich in den Graben nieder, um gegen Sicht geschützt zu sein. Denn die Mondscheibe stand am Himmel und zeichnete scharfe Umrisse. Es war still. Die Wüste lag tot. Nicht einmal ein Lastrausch strich durch die Dammkronen. Nur das eigene Blut hörte man, das gegen die Schläfen schlug und tausend dumme, wirre Gedanken brachte. Drinnen in der Station schliefen sie noch immer nicht. Gedämpft, undeutlich klangen die Worte heraus. Was sie wohl erzählen mochten? Jetzt schwiegen sie, eine Mundharmonika stimmte schwerfällig an. Das war sicher der Rheinländer, der so viele Weiser konnte. Die Töne zogen sich länger und sehnsüchtiger, man spürte, er suchte, und es kam zu ihm, und klang in die Aufstehenden hinein „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Das Lied der Weihnacht, das jeder von Kindesbeinen auf kannte und das doch wieder neu und eigen war, das bei diesen elenden Herzen anklopfte und Licht brachte und den Duft der Heimat. Und nicht nur mir, auch denen drinnen das Wasser in die Augen trieb, der Erinnerung willen. Und es waren Legionäre, die weinten, meist schon Männer, hart und verborben, und doch für Minuten wieder mit Kindheit überglänzt und weich und gut gemacht und eingetaut in Heimat-ahnung. — Und die Worte zogen den Tönen nach und hier in der Wüste saß ein Häuflein Mischkater, Todumdrohter, hatte Gefahr und Einsamkeit vergessen und ließ sich hinübertragen in ein Land, daran sonst nur die Begnadeten rühren. Und waren keine Ausgestoßenen, keine Weisoldaten mehr, sondern Menschen unter

Menschen und sangen Worte, daran sie längst nicht mehr glaubten und die ihnen auch nichts geben konnten und doch mächtig und sieghaft waren durch die Erinnerungen, die sie hertrugen.

Als ich so singen hörte in der Nacht, fielen mir alle meine Sünden ein. Und meine Jugend tat sich auf, umschloß mich und sagte: Komm! Und ich bin wieder daheim beim Tannenbaum so klein als ich nur denken kann und Vater und Mutter und Brüder und Schwester um mich herum mit frohen Augen, die den Welttag vergessen haben und sich diese Nacht zusammengehörig fühlen. Und noch vieles kommt her, Kleinigkeiten, die wertlos scheinen einzeln und doch ganz ein Leben ausfüllen und verschönen. Die Holzer Marie daheim, ob sie noch so blaue Augen hat? Ob sie schon einen Schatz hat? Ob sie mir nochmals davonlaufen würde, wenn ich ihr wieder einen Kuß geben wollte? Die Anselm im Garten, kommen sie noch vors Fenster und piken die Reste weg? Ob der große Bernhardmerchund noch so ums Haus herumstreift und mit dem Schwanz wedelt, wenn er mich sieht und ein Brot abbetzelt? Und der Binner Schari, ob der schon ausgelernt hat? Ob die neue Eisenbahn schon gebaut ist? Ob der wohl . . . oder die . . . oder das . . . noch so ist . . . oder so . . . oder so . . . ?

Durch die unheimliche Stille, die sich auf einmal ausbreitete, kam ich wieder zu mir. Drinnen in der Station war das Licht ausgelöscht. Sie schliefen jetzt wohl oder weinten im Geheimen ihrem verlorenen Leben nach. Aber lautlos, daß kein anderer etwas merkte. Denn der Legionär will kein Mitleiden, er will hart sein. — War das nicht ein Schatten, der dort hinter dem Brunnen vorbeistrich? Oder täuschte ich mich? Ich fuhr mir über die Augen und sah angestrengt hin. Aber nichts verrührte sich. Und wieder fing ich zu funnieren an:

Vor auf wartest du? Hier? Auf Kämpfe? Gibt es nicht Straßen, die weiterführen zu besserem Ringen, zu besseren Siegen? Müßt du verkaufen oder willst du? Und ich sah meine Heimat vor mir liegen und ich sah Deutschland und die ganze weite Welt mit ihren Stätten der Arbeit und vielfachen Tätigkeiten; sah die kräftigen, gesunden Menschen, die sich auswirkten und Sonntage kannten und Festtagkleider, Frauen und Kinder hatten, Liebe strauten. Liebe nahmen, sich Tage aufbauten, die Zufriedenheit bargen. Alles schien mir gut und schön — an die Schüste und Schledten dachte ich nicht — und ich sah wie der Strom jenes Lebens dahinkrauschte in stolze, freie Meere und nicht in der Dede verlies. Und ich verglich mein eigenes Elend damit, weinte und schwur, ein Mensch zu werden.

Ich schreckte auf. Täuschte ich mich schon wieder? Dort am Brunnen, war dort nicht eben ein Schatten aufgetaucht? Vorsorglich legte ich den Kolben an die Wange. Ja, ich hatte doch recht gehabt, wieder eine Gestalt, die vorbeisuchte, dann wieder eine. Ich belanm mich nicht länger und drückte ab. Wie ein Aufbrüllen klang der Schuß in die Nacht hinaus. Die anderen kamen herausgestürzt und füllten den Graben. Mann lag neben Mann mit kleinem Abstand, keinen Schlaf mehr in den Augen, nur die Blut der Bestie, die Blut wittert. Die Menschen dieser Nacht waren wieder zu Legionären versteinert und der Haß überwucherte die Seelen neu. Bis zum Morgen rührte sich nichts mehr.

Als es tagte, trachte ein Schuß. Neumier, der eben in die Parade wollte, schlug die Arme auseinander wie ein Vogel, der die Flügel spreitet, und fiel zurück. Er war tot. Die Kugel hatte ihm den Halswirbel durchbohrt. Schuß folgte um Schuß, deutlich hörten wir, wenn eine Kugel das Wellblech des Stationshauses durchschlug. Aber wie wir auch schauten, wir sahen keine Schützen. Auf einmal rief einer, der kleine Baher war's: „Dort in den Palmen sitzen sie!“ Richtig, fast in jeder Krone hatte sich einer eingemistet und im Blattwerk versteckt. Nun wurden wir lustig. Sobald man weiß, wo der Feind sitzt, legt sich die Ungewißheit und der Mut steigt auf. Wir schossen wie nach der Scheibe. Der Wälthausler, der jetzt ganz allein war im Kommando, trotz von einem zum andern und mahnte: „Patronen sparen, Patronen sparen!“ Da fiel schon der erste aus seinem Versteck herunter. Zuerst sein Gewehr, dann der Mann selber. Es war ein furchtbarer Anblick, als sein nackter Schädel auf dem Boden aufschlug. Und doch fühlte keiner von uns Mitleid. Nach für den Leutnant und die beiden Posaden! Ein zweiter stürzte, hatte aber noch die Kraft, sich anzuklammern. Lange hing er zappelnd in der Luft. Auf beiden Seiten setzte das Gewehrfeuer einige Minuten ab, aller Augen folgten seinen krampfhaften Bewegungen. Da rief der Rheinländer: „s ist doch auch einer Mutter Kind und darf ehlich sterben!“ Und schoß ihn herunter. Ein markerschütterndes, wahn sinniges Gebrüll der Kraber war die Antwort, das Gesecht entbrannte heftiger als vorher und dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis in die Nacht hinein. Allmählich wurden wir mit unserm Feuer zurückhaltender. Wir gruben uns besser ein und übten größere Vorsicht; bereits lagen sechs Mann tot und einige verwundet. Diese wurden vom Sanitätler verbunden, dem aber bald der Verbandstoff ausging. Die Toten hatten ausnahmslos Kopfschüsse. Manche der Verwundeten jammerten zum Gotterbarmen. Dem kleinen Baher hatte ein Steinplitter das rechte Auge und ein Stück vom Stirnknochen weggenommen. Er schrie in einem fort wie ein kleines Kind: „Ich will nicht sterben,“ und hörte erst auf, als die Dönmacht ihn übermannte.

Erst in der Nacht erfassten wir unsere furchtbare Lage. Wasser hatten wir keinen Tropfen mehr. Der einzige Brunnen war verunreinigt und außerdem von einem uns an Zahl überlegenen Feinde besetzt. Das Gewinsel der um Nahrung und Wasser schreienden

Verwundeten wurde unerträglich. Der Müllhauser nahm mich auf die Seite und gab mir ein Papier mit einigen Gramm Arsenik. Er sagte: „Für den Fall, daß du der braunen Kanalle in die Hände fällst. Wenn du freier tust, bist gleich hin und brauchst nicht die Schinderei mitzumachen. Ich hab mich auch vorgeesehen.“ Dann wurde Beratung gehalten. Acht Mann blieben für alle Fälle im Schützgraben. Wir anderen legten uns nieder und schliefen trotz aller Schrecknisse. Als ich erwachte, leuchtete der helle Tag. Die nicht Ausschau hielten, pухten die Gewehre. Die Toten waren schon begraben, mit ihnen auch der kleine Bayer, der die Nacht nicht überstanden hatte. Von den Feinden war keine Spur zu sehen, auch sie hatten ihre Toten weggeschafft. Doch keiner traute der Stille, alle fühlten, daß dieser scheinbare Rückzug nur eine List war, um uns sicher zu machen und zum Verlassen der Station zu verleiten. Obwohl wir das durchschauten, mußten wir hinaus. Ohne Wasser konnten wir nicht existieren, schon jetzt machte uns der Durst halb verrückt. Zwanzig Mann stark versuchten wir den Brunnen zu erreichen und unsere drei Kessel zu füllen. Die anderen blieben als Deckung zurück, die Gewehre im Anschlag und schußfertig. Wider Erwarten kamen wir unbehindert zum Brunnen und in die Station zurück. Das war doppelt auffällig. Sollte das Wasser etwa vergiftet sein? Wir ließen es bis zum Abend stehen, dann aber tranken wir, mochte kommen, was wollte. Es passierte aber nichts.

Am anderen Morgen begriffen wir den plötzlichen Rückzug der Araber. Unsere Ablösung rückte heran, das mußte ihnen von Späherern gemeldet worden sein. Das Fragen und Durcheinanderreden wollte kein Ende nehmen. Immer und immer wieder mußten wir erzählen. In der Zeit nahmen der die Ablösung kommandierende Leutnant und der Müllhauser ein Protokoll auf, das wir alle unterschreiben mußten. Zwei Tage später traf der frische Probianttransport ein. Wir halsen noch ein wenig beim Auspacken und traten dann den Rückmarsch nach dem Fort an, ohne daß sich etwas Außergewöhnliches ereignete. 53 Mann stark waren wir ausmarschiert, nur 27 kehrten zurück. Denn auch die Verwundeten, die ja nicht marschfähig waren, hatten wir auf der Station zurücklassen müssen.

Auf dem Fort selber hatten wir eine Woche lang Ruhe. Nur der Kommandant ließ uns verschiedene Male zu sich kommen und horchte jeden Einzelnen aus. Doch müssen ihn unsere Angaben befriedigt haben.

Der Völkerkrieg der Fürsten.

1813/15.

Von Kurt Eisner.

Der Abfall.

I.

Als die Kunde vom Untergang der großen Armee Mitte Dezember 1812 nach London kam, stieg der Zucker an der Londoner Börse von 49 auf 70 Schillinge. Jetzt schien erreicht, was Lewis Goldsmith in seinem Anti-Napoleon-Monitor durch die Propaganda für den Mordanschlag — gelegentlich empfahl er eine öffentliche Sammlung, um einen ordentlichen Preis für den glücklichen Mörder Napoleons zusammenzubringen — vergebens zu bewirken versucht hatte: die Ausrottung Bonapartes. Der kleine englische Winkelsjournalist stand mit dieser Agitation durchaus nicht allein. Samuel Taylor Coleridge, der Dichter, der aus einem Lobredner der französischen Revolution und dem Gründer eines kommunistischen Idealstaates am Susquehanna ein christlich-frömmelaber konservativer Reaktionsär geworden war, begründete in Zeitungsartikeln philosophisch den Satz, daß ein Verbrecher, wie Napoleon, den seine Taten außerhalb des Schutzes des Gesetzes gestellt hätten, jeder Mensch als einen Geächteten töten dürfe. Nur einer schloß sich von dem gemeinen Jubel aus, Byron, der Revolutionär, der in Napoleon den Abtrünnigen der Freiheit gehaßt hat. Jetzt schwieg er. Als dann aber Napoleon bei Leipzig wirklich zusammengebrochen war, schrieb Byron in seine Tagebuch seine erregten Stimmungen nieder; seine Aufzeichnungen beweisen, daß wie in Deutschland ein Fichte auch in England die Führer radikaler Gesinnung, ein Byron und Shelley, Napoleon bekämpften, weil er ein Verräter der Revolution geworden, daß sie seine Person aber weit über all das Getöse seiner Feinde stellten, an deren Masse sein Schicksal zerrann. Das unnatürliche und verhängnisvolle Bündnis zwischen Revolutionären und Reaktionsären, das Napoleon schloß, und mit ihm die Revolution selbst auslöschte, zeichnet sich in diesen Betrachtungen des englischen Dichters: „Von Männern sich schlagen zu lassen, das hätte nichts zu sagen, aber von drei stupiden, legitimsdynamischen Strohköpfen von Durchschnittsmachen — O Schande! o Schande!“ Und Byron erkennt auch sofort die Wirkungen des Stützfußes Napoleons. Wenn er im November 1813 schrieb: „Ich hätte gedacht, wenn ihn das Schicksal zerschmetterte, würde er fallen in im Zusammenbruch des Erdkreises selbst, aber nicht Stufe um Stufe zur Nichtigkeit herabsinken. . . So schreiten wir denn wieder zu dem alten und stumpfsinnigen alten System vom europäischen Gleichgewicht zurück; wir spielen wieder mit Strohhalm auf den Nasen der Könige, statt sie an ihren Höchstherrn Nasen zu zupfen: Gebt mir eine Republik oder die Gewaltherr-

schaft eines Einzigen, eher als das gemischte Regiment von einer, zwei oder drei Personen.“

Das war die Sehnsucht und das Ziel aller wahren Freiheitskrieger der Zeit: Napoleon stürze, damit in den Trümmern das ganze alte System zusammenbräche. Das predigte Fichte und darauf ging die idealistisch schwärmende deutsche Jugend in den Tod. Das war aber nicht die Absicht der herrschenden Mächte, die sich gegen Napoleon verschworen. Sie wollten gerade umgekehrt den Mann vernichten, der doch immer der Jakobiner geblieben war, wenn er auch die Mittel seiner Politik gewechselt hatte. Und die Völker hätten es wissen können, welches Spiel mit ihnen getrieben werden sollte. Denn war es denkbar, daß Freiheitskriege beginnen mit dem Einbruch der Kosaken, mit den heuchlerischen Proklamationen des verrottesten aller Monarchen und mit den unablässigen Bestechungen einer Macht, die jetzt wie im 18. Jahrhundert die europäischen und besonders die deutschen Kerle zusammenkaufte, um sie als Schlachtvieh für seine Geschäftsinteressen zu verwerten und zu vernichten.

Während man in England die Zeit nahe glaubte, da der Feind endlich unschädlich gemacht wäre, vollzog sich im Osten Deutschlands die erste militärische, dann auch zivile Auslieferung Preußens an Rußland. Das nämlich ist die Bedeutung der berühmten Konvention von Tauraggen, durch die die preussischen Truppen dem russischen Feind überlieferten, und jenes preussischen Landtages im Februar 1813, der sich aus eigenem Recht berief und die Landwehr schuf.

In diesem Unternehmen fanden sich zusammen die unzufriedenen Offiziere, der preussische Adel und das ostpreussische Bürgertum, soweit es durch die Unterbindung des Handels mit England zugrunde gerichtet oder doch schwer geschädigt war.

Die hohen preussischen Militärs, die in der preussischen Enge keinen Raum der Betätigung fanden und denen sich die ausgeschalteten Staatsmänner und hohen Beamten angeschlossen, waren bereits zum großen Teil in russische Dienste übergetreten. Das östliche Junkertum suchte längst von Preußen, Friedrich Wilhelm und der Regierung Hardenbergs loszukommen und mit Rußland vereinigt zu werden. Der Adel fühlte sich näher mit den russischen Junkern und dem Zaren verwandt — Gleichheit der Getreideexportinteressen, des Bauernschutzes und des Bauernlegens — als mit dem deutschen Volk und den Emporkömmlingen der Burggrafen von Nürnberg. Schon am 29. April 1811 hatte der liberalste Kopf der militärischen Reformer, Gneisenau, über diese Stimmung des preussischen Adels und über ihre Ursachen an Hardenberg geschrieben: „Durch die unseligen Finanzanordnungen, vorzüglich durch die Art der Ausführung, sind die Herzen der Nation von der Regierung abgewandt worden. Nie ist des Patriotismus viel bei und gewesen, wenigstens nicht von der rechten Art. Unerreichte Zeit und steigender Wohlstand haben etwas dem ähnliches hervorgerufen, was aber in der Zeit der Not nicht vorhielt. Jetzt ist vollends alles hingeschwunden und das Gegenteil ist eingetreten. Nicht mehr Gleichgültigkeit, sondern offenes Uebelwollen gegen die Regierung ist es, was in der Meisten Herz und Mund ist. Preußen würde gern Rußland, Schlessien gern Oesterreich angehören. Die Stimmung in der Mark wird nicht viel besser sein. Der Adel geht in allen der Regierung feindseligen Gesinnungen voran. Sind dies nicht alles Zeichen der nahen Auflösung?“

Es waren wirtschaftliche Gründe, die wesentlich solche Stimmungen erzeugten. Fast alle, die die Erhebung gegen Napoleon vorbereiteten, steckten in großen Geldbedürfnissen; auch Gneisenau. Der vor dem völlig steuerfreie Adel bäumte sich auf, daß auch er zu den steuerlichen Lasten herangezogen werden mußte. Die Kontinentalsperrung drohte den getreidehandelnden Adel zu ruinieren. Als — auch eine Wirkung der Sperrung — im Sommer 1811 auf dem sächsischen Wollmarkt die Preise sanken, schilderte Gneisenau die Gemütsverfassung der sächsischen Junker als verzweifelt; er sprach von ihrer „Betäubung“.

Die hochverräterische, durch die dürftigen Reformen erregte Reigung des preussischen Adels, sich von Rußland annectieren zu lassen, wuchs von Jahr zu Jahr. Was man bisher nicht gewagt hatte, weil man sich vor der Macht des mit Friedrich Wilhelm III. verbündeten Napoleon fürchtete, schien jetzt möglich. Die Kosaken sollten Deutschland die Freiheit bringen!

In all den wick schwankenden Plänen dieser Jahre, die von den Stein und Gneisenau gewälzt wurden, hofften die aus Beruf und Wirksamkeit geschleuderten Preußen, die auch aus wirtschaftlicher Not in abertausende Unternehmungen gezwungen wurden, immer doch nur die Rettung von einer andern Fremdherrschaft. Eine Fremdherrschaft sollte durch eine andere Fremdherrschaft ersetzt werden. Gneisenau, der als geheimer Unterhändler 1812 eine Truppenlandung der Schweden in Deutschland mit englischer Hilfe zu organisieren versucht hatte und seit dem Herbst 1812 wieder in England weilte, sah damals die einzige Lösung in der Eroberung ganz Europas durch England. Gneisenau hatte dergleichen im Sommer 1811 Friedrich Wilhelm III. den Entwurf einer Billig zur Organisation eines Volksaufstandes unterbreitet. Der König hatte den in allen Einzelheiten ausgeführten Plan lediglich mit ungläubigen und auch über die Massen läppischen Randbemerkungen verzerrt. Gneisenau hatte in dem Entwurf den Predigern die Aufgabe zugegeben, die Unteranen auf ihre Willkürpflichten gegen den Feind zu bereidigen. Friedrich Wilhelm III. schrieb dazu: „Wenn

ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende." Zu den Bemerkungen über das Zusammenwirken der Milizen und der regelmäßigen Truppen schrieb der König an den Rand: „Ein paar Exekutionen und die ganze Sache hat ein Ende, alles wird sich bald zerstreuen." Jede Wehrhaftigkeit des Volkes schien dem König undenkbar, wie aus einer anderen majestätischen Glosse sich ergibt: „Mangel an Lebensmitteln, keine Gewohnheit an Entbehrungen und Ausdauer, noch weniger Erfahrung im Kriege, und einige Flinten- und Kanonenschüsse zerstreuen diese Legion." Friedrich Wilhelm hielt vor allem seine von ihm regierten Preußen für durchaus ungeeignet, gegen den Feind einen Volkskrieg zu führen: „Bei einer Nation die gewiß ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Not, wie aber bei uns?" Dagegen hatte der König ein spielerisches Interesse an der Uniform der Milizen, an deren Einführung er doch niemals gedacht; er malte höchst eigenhändig ein schwarz-weißes Kreuz, das die Milizen als Medailleband auf der Brust tragen sollten. Auch wehrte er lebhaft die Meinung Gneisenaus ab, daß die Uebungen der Miliz nicht durch eine Menge von Kommandowörtern belastet und keine anderen Hilfsmittel aufgewendet werden dürften als die, welche der Verstand den Leuten eingebe. „Der Verstand . . .", schmierte S. M. tiefinnig an den Rand, „dem muß man aber zu Hilfe kommen, und deshalb Kommandowörter." Wenn schließlich Gneisenau schwärmte: „Schon jetzt möchte bei der Sektion für den Kultus und den Unterricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle an sämtliche Geistliche aller christlichen Konfessionen bereit liegen, wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleicher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anfeuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken" — so spudte der königliche Feldwebel in die Flamme das Wort, das in seinem Geiste die schimpflichste Verachtung ausdrücken sollte: „Als Poesie gut."

Bei solcher Verfassung des obersten Kriegsherrn war es zu verstehen, daß schlechterdings niemand auf den König von Preußen zählen. Und als jetzt auch die schwedischen Pläne gescheitert waren, da schrieb Gneisenau — am 2. November 1812 — an den hannöberisch-englischen Staatsmann Grafen Münster gegen den „vielköpfigen" deutschen Verfassungsplan des Freiherrn vom Stein — „seine Stellung hat ihm die Erschaffung eines solchen Ungeheuers geboten, aber ausführbar wäre solcher Plan nimmermehr gewesen!" — Und er fügte die ganze Stimmung der Zeit jäh enthüllend hinzu: „Wir müssen, nun die Dinge so sich gewendet haben, auf etwas anderes denken. England muß für sich erobern und allen Eroberungen seine Konstitution geben, die selben mit sich vereinigen als einen integrierenden Teil des britischen Reichs. Die so mit Britannien vereinigten Völker werden sich unter einer freien Verfassung höchst glücklich fühlen, und daß durch eine solche Amalgamation selbst die britische Regierung an effektiver Gewalt gewinnen würde, darf ich Ew. Exzellenz nicht erst sagen."

Wenn so der Liberalisfe unter den militärischen Führern Preußens dachte, so ist es nicht mehr unverständlich, wie Patrioten von der reaktionären Rosafengestinnung eines Nord in der Verpflanzung Friedrich Wilhelms zwar mit den Liberalen übereinstimmten, aber die Befreiung nicht von einer englischen, sondern von einer russischen Fremdherrschaft erwarteten und sie bedenkenlos vorbereiteten.

Kleines feuilleton.

Die Dzeanpresse. Die drahtlose Telegraphie, die imstande ist, die Sicherheit des Seeverkehrs so wesentlich zu erhöhen, trägt zu den Annehmlichkeiten einer Seereise auch durch die Dzeanpresse, die „drahtlose Journalistik" bei. Und zwar hat sie Marconi persönlich vor nunmehr 13 Jahren ins Leben gerufen, als er Anfang 1900 mit dem „St. Paul" nach Europa fuhr und dann von der Station in Cornwall ein Telegramm mit den letzten Neuigkeiten aus aller Welt auffing. Vor der Abreise hatte er alles für die Aufgabe der Nachrichten wie für den Druck an Bord vorbereitet, so daß sofort die erste Zeitungsnummer auf See, die „Transatlantic Times", herausgegeben werden konnte.

Kurz nach Marconis Landung in England wurde mit dem Bau zweier Tiefenstationen begonnen, in Faldhu (Südenland) und Cape Cod (bei Boston), die ausschließlich der Nachrichtenübermittlung für Schiffe auf See dienen sollten. Die Dampfergesellschaften, die nun selbst für die Verarbeitung des Stoffes sowie die Drucklegung sorgten, erhielten das Recht, gegen eine bestimmte Vorklage, die aufgefundenen Nachrichten zu veröffentlichen. Zunächst gab jede Dampfergesellschaft ihr eigenes Blatt heraus; da aber diese Mannigfaltigkeit der Marconigesellschaft ihre Kontrolle zu sehr erschwerte, hat diese den ganzen Betrieb seit 5 Jahren einfach vertrustet. Sie hat selbst die Herausgabe einer einheitlichen Dzeanzeitung von gleichem Text in vier Sprachen für den ganzen atlantischen Verkehr übernommen. Dieses Blatt, „Das Atlantische Tageblatt" betitelt, ist schön gedruckt und reich illustriert, wirft das übliche Inseratengeschäft ab und will schließlich auch noch eine Art Reiseführer für das Zielland sein.

Das Blatt selbst wird an Land gedruckt und kurz vor Abgang der Schiffe an Bord gesandt. in einem Umfange von 16—28 Seiten in Quartformat, wovon drei für die aktuellen Nachrichten freibleiben, die später von der Schiffsdruckerei gefüllt werden. Jede Nacht kurz vor 12 Uhr nimmt der Telegraphist in dem kleinen Raum der Station Platz, der besonders für die Aufnahme schwacher Signale bestimmt ist. Punkt zwölf beginnt die Absendung der ersten Nachrichten vom Lande, die aufzufangen dem Telegraphisten einige Geduld kostet. Er verkürzt oder verlängert Drähte, löst oder befestigt Schrauben, bis er endlich durch sein Telephon das ferne Summen der Zeichen hört, gegen das das Ticken einer Taschenuhr noch stark ist. Zwei Stunden muß der Telegraphist so jede Nacht verbringen, bis das „Goodnight" der Kraftstation als Schlußzeichen kommt, während er gegen seine eigene Müdigkeit und atmosphärische Störungen dagegen kämpfen muß, daß ihm der Stoff für das Morgenblatt nicht zu knapp bleibt.

In diesen zwei Stunden hat die Landstation ihre Nachrichten in die Luft hinaus gleichzeitig an sämtliche Schiffe, die sich in ihrer Reichweite befinden, gesandt, und deren Zahl übersteigt weit die hundert. Nach der Aufnahme beginnt sofort die Bearbeitung des Stoffes. Die kurzen Telegramme müssen natürlich, wie in jeder Landredaktion, nun erst „aufgemacht", das heißt die Stichworte müssen zu lesbar verständlichen Sätzen verbunden werden. Die Telegraphenstation wird zur Redaktion. Die Setzer wollen ihren Stoff, und die Neuigkeitssäger stören die Redakteure, die ihn schaffen wollen. Denn in wenigen Stunden muß das Blatt fertig sein.

Physikalisches.

Neue Kräfteinheiten. Bis jetzt hat erst der kleinere Teil der Erde das Zentesimalssystem angenommen, das in der französischen Revolutionszeit mit dem Meter seinen Ursprung nahm, denn England und alle seine Kolonien sowie die Vereinigten Staaten zögern noch immer mit der Abschaffung ihrer alten Maße. Dennoch ist man in Frankreich mit dem System nicht mehr ganz zufrieden, und eines der Mitglieder der dortigen „Kommission für Einheiten" hat neue Vorschläge zu seiner Ausgestaltung gemacht. Die Sekunde, die ja nicht dem hundertteiligen System angehört, will man freilich bestehen lassen, dagegen werden verschiedene neue Namen für Einheiten empfohlen, die bisher noch nicht oder anders bezeichnet worden waren. Als Einheit des Raumes soll das Liter beibehalten, jedoch für das Kubikmeter der Name Kiloliter eingeführt werden. Es läßt sich schon jetzt sagen, daß diese Neuerung schwerlich auf Annahme zu rechnen hat, da sein Bedürfnis dafür vorliegt. Im Gegenteil ist die Bezeichnung Kubikmeter weit besser. Als Einheit der Kraft will man eine solche ansetzen, die einer Masse von einem Kilogramm eine Beschleunigung von einem Meter in der Sekunde erteilt und diese Kraft dem alten Copernicus zu Ehren Cop nennen. Auch diese Wortbildung wird wegen ihres nicht gerade angenehmen Klanges kaum als glücklich begrüßt werden. Für die Einheit des Druckes wird nach Torricelli, dem Entdecker des Vakuums, der Name Tor vorgeschlagen und wäre gleich einem Cop auf das Quadratmeter. Die elektrischen Einheiten, Ohm, Volt und Ampere sollen beibehalten werden. Hoffentlich sprengen die Franzosen nicht die mühsam gewonnenen Vereinbarungen des internationalen Systems dadurch, daß sie neue Bezeichnungen einführen, für die Bedürfnis oder Neigung nicht besteht.

Vernünftiger und notwendiger erscheint eine andere Einheit, für die von Amerika aus Stimmung gemacht wird und die den Namen Myriawatt führen soll. Die alte Einheit der Pferdestärke soll abgeschafft werden. Damit kann man sich einverstanden erklären, nicht nur weil die unter dieser Bezeichnung verstandene Arbeitsleistung über die Kräfte selbst des stärksten Pferdes hinausgeht. Nach der heutigen Anschauung braucht es überhaupt nur eine einzige Bezeichnung für eine Kräfteinheit, gleichviel ob die Energie durch Elektrizität oder durch Dampf oder durch Wind, durch Wasser oder andere Kräfte geliefert wird. Das Watt, das auf dem Zentimetergrammselbendensystem begründet ist, könnte ebensogut für die von Dampf gelieferte Energie wie für die elektrische verwendet werden, und die Elektriker haben die Bezeichnung der Pferdestärke bereits fast überall in Acht und Bann getan. Es ist auch viel leichter, die Arbeitsleistung einer Maschine, die einen Generator treibt, in Kilowatt anzugeben, ja, bei direkt gefuppelten Maschinen und elektrischen Generatoren kann die mechanische Energie von der elektrischen kaum noch getrennt werden. Aber auch mit einer zweiten, noch unsinnigeren Einheit müßte ausgedrückt werden, die denselben Namen hat wie die Pferdestärke, aber dem Wert nach wesentlich von ihr unterschieden ist. Seit dem Jahre 1876 werden die Kessel vielfach nach Kesselpferdestärken geschätzt. Wenn diese Kesselpferdestärke, die besonders in England und Amerika benutzt wird, in Vergleich mit der Einheit gleichen Namens gesetzt wird, so findet sich, daß sie den dreizehnfachen Betrag einer gewöhnlichen Pferdestärke darstellt. Mit diesem Widerspruch sollte also gänzlich ausgedrückt werden. Statt dessen wird eben die Bezeichnung Myriawatt vorgeschlagen, da die bisherige Kesselpferdestärke sehr nahe an 10 Kilowatt oder 10 000 Watt ist, und diesem Wert entspricht der neu vorgeschlagene Name. Das amerikanische Institut der Elektroingenieure hat das Myriawatt bereits angenommen und wird seine allgemeine Einführung bei der internationalen elektrotechnischen Kommission in Zürich empfehlen.